«Einige wichtige Bäume werden es in einem wärmeren Klima nicht schaffen»

Erika Gobet aus Erlach erforscht an der Universität Bern die Auswirkungen der Klimaerwärmung auf die Vegetation. Sie will aber nicht allzu schwarz malen, damit die krisengebeutelte Jugend die Hoffnung nicht verliert.

Interview: Beat Kuhn

Erika Gobet, Sie sind Paläoökologin, geben als Beruf aber Klimaforscherin an. Zunächst einmal: Was ist Paläoökologie?
Erika Gobet: Das ist eine Fachrichtung der Biologie, die es seit rund 100 Jahren gibt. Entstanden ist sie aufgrund der Entdeckung, dass im Boden Blütenstaub vorkommt, der auch nach Tausenden von Jahren noch extrem gut erhalten ist. Zunächst war man allein schon fasziniert, dass man durch die Untersuchung jener Pollenkörner herausfinden konnte, wie die Vegetation in früheren Zeitepochen ausgesehen hat. Dann stellte man fest, dass sich die Vegetation immer wieder veränderte. In den letzten Jahren versucht man nun immer mehr, Klimarekonstruktionen zu machen, um zu erkennen, welchen Einfluss das Klima auf die Vegetation hatte. Und da sieht man, dass die Vegetation sehr schnell dem jeweils herrschenden Klima folgte. See- und Moorablagerungen sind für uns Natur-Archive, und deren Schichten sind die Bücher, in denen wir jene Zeiten lesen können.

Von welchen Zeiträumen sprechen wir da?
Primär untersuchen wir Ökosysteme nach der letzten Eiszeit, die von etwa 100 000 bis 17 000 vor Christus dauerte. Als sich die kilometerdicken Gletscher definitiv aus dem Bernbiet zurückzogen, hatten wir hier eine Tundra-Vegetation wie heute in Nordskandinavien.

Und was hat Paläoökologie mit Klimaforschung zu tun?
Aufgrund der Erkenntnisse über die Entwicklung von damals können wir prognostizieren, wie sich die Vegetation in Zukunft entwickeln wird. Das ist zum Beispiel wichtig für Förster, damit sie heute die richtigen Baumarten anpflanzen, die ja erst etwa 100 Jahre später ausgewachsen sein werden. Einige bei uns wichtige Bäume werden es in einem wärmeren Klima nicht schaffen. In den tiefen Lagen der Schweiz, zum Beispiel am Jurasüdfuss und im Seeland, werden die Fichte als wichtiger Forstbaum und die Buche als Charakterart der Tieflandwälder Probleme bekommen. Davon profitieren wird etwa die Flaumeiche als mediterrane Art, die bereits an den trockenen Jurahängen vorkommt.

Warum muss die Klimaerwärmung denn nicht nur die Botanikerinnen und die Holzwirtschaft beunruhigen, sondern die ganze Gesellschaft?
Weil sie für die ganze Gesellschaft ein Problem ist. In Europa wird sie zunächst im Mittelmeerraum Folgen haben: Dort wird es zu viel mehr Trockenheit und Waldbränden kommen, die ja auch Menschen gefährden. Und je wärmer es wird, desto mehr droht das auch bei uns. Weil Bäume durch zunehmende Wärme geschwächt werden, wird es zudem mehr Parasiten geben. Auch für Menschen hat sie direkte gesundheitliche Auswirkungen. Die Tigermücke zum Beispiel ist ja bereits nördlich der Alpen angekommen.

Eine andere Folge ist das weitere Ansteigen des globalen Meeresspiegels durch das Schmelzen des Eises an den beiden Polen.
Ja, aber um diese Problematik kümmern sich nicht die Paläoökologen. Der Klimawandel ist Sache verschiedener Wissenschaften. Darum ist an der Uni Bern vor 15 Jahren das interdisziplinäre Oeschger-Zentrum gegründet worden, benannt nach Professor Hans Oeschger, der als einer der Ersten vor der Erwärmung der Atmosphäre durch CO_2 gewarnt hat. Rund 250 Wissenschaftler aus den Disziplinen Mathematik, Physik, Geografie, Biologie, Chemie, Geschichte, Archäologie, Ökonomie und Politikwissenschaften erforschen dort die Auswirkungen des Klimawandels auf Mensch, Wirtschaft und Ökosysteme.

Der Klimawandel ist eine der grossen Herausforderungen unserer Zeit. Aber begonnen hat er eigentlich schon mit dem Einsetzen der Industrialisierung, nicht?

> «Als Frau benachteiligt gefühlt habe ich mich nie.»

Genau, und das war in England in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Fall, im übrigen Europa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals begann man, zur Energieerzeugung in den Fabriken fossile Brennstoffe zu verwenden, erst Kohle, später Erdöl. Denn das vorhandene Holz reichte dafür nicht. Fossile Brennstoffe aber sind nichts anderes als gebundenes C, also Kohlenstoff, der beim Verbrennen chemisch zu CO_2 reagiert. Zwar bindet die Vegetation für das Wachsen der Pflanzen wieder C im Holz, in den Blättern oder in den Nadeln, aber damit hat der enorm hohe zusätzliche CO_2-Ausstoss nicht kompensiert werden können.

Ein grosses Thema in der Gesellschaft ist der Klimawandel erst im 21. Jahrhundert geworden. Aber dieser ist alles andere als neu, wie die Fachleute betonen.
Genau. Seit 1958 wird der CO_2-Gehalt am Vulkan Mauna Loa auf Hawaii gemessen, seit den 60er-Jahren kennt man den Zusammenhang zwischen Klima und CO_2, und 1972 hat der Club of Rome in seinem Bericht «Die Grenzen des Wachstums» all die Probleme vorhergesagt, welche die Klimaerwärmung mit sich bringt.

Dass der Klimawandel menschengemacht ist, scheint inzwischen unbestritten zu sein, oder machen Sie da andere Erfahrungen?
Ich kann mich erinnern, dass diese Frage noch Ende des 20. Jahrhunderts ein Streitpunkt war, zum Beispiel auf Exkursionen. Dabei war sich die Wissenschaft bis auf wenige Ausnahmen schon damals einig, dass es sich beim heutigen Klimawandel nicht um eine vorübergehende Laune der Natur, sondern um eine ernste Herausforderung handelt.

1979 hat in Genf eine erste Klimakonferenz der UNO stattgefunden, im letzten November die 28. und bislang letzte im ägyptischen Badeort Scharm El-Scheich...
Die wichtigste war jene von 2015 in der französischen Hauptstadt. Das Pariser Abkommen ist von sämtlichen UNO-Mitgliedstaaten unterzeichnet worden. Dessen Ziel ist es, die globale Durchschnittstemperatur auf weniger als zwei Grad über dem vorindustriellen Niveau anwachsen zu lassen.

Aber wird auch gehandelt?
Ich denke, es geht schon vorwärts: Über 50 Prozent der Autos, die letztes Jahr gekauft wurden, sind hybrid oder Elektroautos. Und als im letzten Herbst von einem drohenden Energiemangel die Rede war, ist das wohl schon allen eingefahren.

> «Wir Europäer haben 100 bis 200 Jahre Vorsprung im Verschmutzen der Erde.»

Steht die Schweiz denn überhaupt in der Pflicht, zu handeln? Von den 36,7 Milliarden Tonnen CO_2, die 2019 weltweit ausgestossen wurden, stammten 10,5 Milliarden aus China, gefolgt von den USA mit 5,3 Milliarden und Indien mit 2,6 Milliarden. Die Schweiz belegt mit 37 Millionen Tonnen den 71. Platz.
Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass China und Indien noch immer auf fossile Brennstoffe setzen. Aber es sollte keinem Land Schuld zugewiesen werden. Denn diese Länder haben sich erst in den letzten Jahrzehnten industriell entwickelt. Wir Europäer hingegen haben 100 bis 200 Jahre Vorsprung im Verschmutzen der Erde – und auch die USA sind seit dem 19. Jahrhundert industrialisiert. Die Last Europas ist also insgesamt grösser, weil sie sich über eine längere Zeit erstreckt. Ausserdem importiert Europa viel aus China, hat also den Nutzen davon, gilt aber nicht als Verursacher des Schadens in Form der Emissionen bei der Produktion. Statt Schuldzuweisungen vorzunehmen, sollten wir alles daransetzen, diese Länder mit ins Boot zu holen.

Ist der Klimawandel existenzbedrohend für die Menschheit?
(denkt kurz nach) Sehen Sie, ich habe ein Problem damit, wenn allzu schwarz gemalt wird, und zwar wegen der Jugendlichen, die ein sensibles Alter haben. Erst sind diese durch die «Fridays for future»-Bewegung mit einer düsteren Zukunft konfrontiert worden, dann haben sie Corona und die damit verbundene Isolation aushalten müssen, und kaum war das vorbei, hat der Ukraine-Krieg begonnen. Und dann sind die Jungen auch noch auf den sozialen Medien aktiv, wo die Zukunft besonders düster ausgemalt wird. Wir dürfen die Hände aber auch nicht in den Schoss legen, sondern müssen handeln. Die Wissenschaft ist auf der Seite der Klimajugend.

Sprechen wir auch noch über Ihren Werdegang. Denn der ist genauso aussergewöhnlich wie Ihre berufliche Tätigkeit. Welches sind Ihre Wurzeln?
Ich bin mit einer Schwester und einem Bruder auf einem kleinen Bauernhof im freiburgischen Wünnewil im Sensetal aufgewachsen. Mein Vater war aber nicht Landwirt, sondern Dachdecker, meine Mutter Hausfrau. Wir waren relativ arm und darum froh, dass wir ein Stück weit Selbstversorger waren. Meine Lehrer an der Sek kämpften dafür, dass ich ans Lehrerseminar komme, aber das konnten meine Eltern nicht finanzieren.

Was haben Sie denn stattdessen gelernt?
In einem Haushaltslehrjahr in einem frankofonen Haushalt in Freiburg habe ich zunächst die Ausbildung zur eidgenössisch diplomierten hauswirtschaftlichen Angestellten gemacht. Übrigens war ich da bei der Familie von CVP-Nationalrat Laurent Butty, und zwar just dann, als er den Rat präsidierte. Dort habe ich erstmals gesehen, dass es noch ein anderes Leben gibt als jenes, das ich kannte, nämlich eines voller Bildung und Anerkennung, in dem man weiterkommt. Auch war das gewissermassen mein erster Kontakt mit der Politik. (schmunzelt) Anschliessend machte ich in einem Treuhandbüro eine kaufmännische Lehre. Die fiel mir leicht, und ich schloss sogar als eine der Besten im Kanton ab. Danach arbeitete ich je zwei Jahre im Sekretariat des Mütter- und Pflegekinderhilfswerks in Bern sowie bei der Eisenbahner-Gewerkschaft.

Wann sind Sie denn in die SP eingetreten?
Das war erst vor zwei Jahren der Fall, als ich von der Partei angefragt wurde, ob ich bereit wäre, für den Gemeinderat zu kandidieren – ich war aber immer schon links gewesen. Als ich 25 Jahre alt war, starb mein Onkel, und mit dem Erbe holte ich an der Feusi-Privatschule in Bern die Matur nach. 1992 begann ich, an der Uni Bern Biologie zu studieren.

Ein ganz schöner Umweg zu Ihrem definitiven Beruf...
Ja, aber dann ging es ziemlich zielgerichtet weiter. Denn ich merkte, dass mich das Studium im Gegensatz zu meinen früheren Tätigkeiten wirklich erfüllte. Für eine berufliche Tätigkeit an der Uni habe ich mich entschieden, weil mir die wissenschaftliche Forschung, aber auch die Weitergabe von Wissen wichtig sind. Während ich meine Dissertation schrieb, bekam ich im Jahr 2000 meine erste Tochter, 2005 meine zweite, die geistig beeinträchtigt ist. Für mich als alleinerziehende Mutter war es schwierig, Beruf und Muttersein zu vereinbaren, vor allem in den ersten Lebensjahren meiner jüngeren Tochter. Tagesmütter gab es in Erlach schon, aber noch keine Kita.

Wie hat sich Ihre Arbeitgeberin verhalten, die Universität?
Die ältere Tochter nahm ich oft mit zur Arbeit ins Institut. Die Professorin, die meine Doktormutter war, hatte dafür viel Verständnis, weil sie selbst alleinerziehende Mutter gewesen war. Zwischendurch spielte sie auch mal ein bisschen mit meiner Tochter – sie hatte eine Sammlung von Spielzeug-Dinosauriern im Büro. Als Frau benachteiligt gefühlt habe ich mich nie.

Zum Abschluss drängt sich noch die Gretchenfrage auf: Wie halten Sie es selbst mit dem Umweltschutz?
Ich versuche nachhaltig zu leben und sorgsam mit Ressourcen umzugehen. Statt weiter Flugreisen geniesse ich die wunderbare Landschaft der Schweiz – das Seeland ist meine Erholungsoase. Gerne mache ich Radtouren um die Seen oder halte mich am und auf dem Bielersee auf. Auch geniesse ich die Vielfalt der Pflanzenwelt im Jura und die Schönheit unseres Städtchens in Erlach. Eine Solaranlage aufs Dach montieren kann ich leider nicht, weil ich in einem denkmalgeschützten Haus wohne. Letztes Jahr habe ich mir ein kleines, leichtes Elektroauto gekauft, aber erst, nachdem der Motor des bisherigen Benziners den Geist aufgegeben hat, denn sonst wäre dieser Wechsel nicht umweltfreundlich gewesen.

Erika Gobet im Botanischen Garten, der dem Institut für Pflanzenwissenschaften der Uni Bern angegliedert ist. Bild: Matthias Käser

Zur Person

Die 58-jährige **Erika Gobet** ist im freiburgischen Sensetal aufgewachsen. Nach einer ersten Ausbildung zur eidgenössisch diplomierten **hauswirtschaftlichen Angestellten** sowie einer **KV-Lehre** holte sie die eidgenössische Matur nach und studierte **Biologie** an der Universität Bern. An deren Institut für Pflanzenwissenschaften beim Botanischen Garten ist sie nun **Dozentin für Paläoökologie**. Daneben ist sie Co-Präsidentin der Naturforschenden Gesellschaft in Bern. Und schliesslich sitzt sie seit Anfang letzten Jahres **für die SP im Erlacher Gemeinderat**. Dort ist sie verantwortlich für das Ressort Schule, Jugend und Sport. Sie hat zwei heute erwachsene Töchter grossgezogen, von denen die jüngere geistig beeinträchtigt ist. *(bk)*

Wochenkommentar

BBZ-Eklat: Das kann doch kein Einzelfall sein

Als am Donnerstagmittag die Medienmitteilung vom Kanton Bern einging, war sofort klar: Das ist wichtig. Die Meldung selbst kam dann zwar relativ zahm daher, trug den Titel «Sonderprüfung zeigt Massnahmen für das Berufsbildungszentrum Biel (BBZ) auf» und leitete mit dem Satz ein: «Gemäss einer Sonderprüfung der Finanzkontrolle erfüllt das Berufsbildungszentrum Biel die gesetzlichen Anforderungen.» Es war aber auch die Rede von Mängeln und davon, wie man sie beheben will.

Diese Mängel sind schon lange auf dem Tapet, nun liegen sie aber erstmals schwarz auf weiss vor: In einem 50-seitigen Bericht der Berner Finanzkontrolle, datiert auf den 16. Januar und versehen mit dem Prädikat «vertraulich». Dass der Kanton das unbeschönigte Resultat dieser Sonderprüfung der Öffentlichkeit jetzt zugänglich macht, ist lobenswert und spricht dafür, dass man genug von den Maulkörben und Geheimniskrämereien rund um die Anstellung und Entlassung der ehemaligen BBZ-Direktorin Katharina Mertens Fleury hat.

Der Bericht der Sonderuntersuchung ist in einzelne Untersuchungspunkte gegliedert. Und bei jedem davon sind die Vorwürfe happiger als beim vorherigen. Dass man die eine oder andere vorgesehene Sitzung mitten in der Covid-Zeit fallen liess: na gut. Dass die Informatik nicht auf dem aktuellsten Stand der Technik ist: passiert sogar Bundesämtern. Aber was da noch zum Vorschein kam, passt weder auf eine Zeitungsseite noch auf eine Kuhhaut.

Angefangen von unvollständigen Personaldossiers, die ein Mitarbeiter des Mittelschul- und Berufsbildungsamtes (MBA) offenbar zur Einschüchterung der BBZ-Lehrpersonen nutzte, über verschlafene Kündigungsfristen und haarsträubende Nachlässigkeiten bei der Kontrolle der damaligen Direktorin bis hin zu einer offenkundigen Vetternwirtschaft samt Schwarzgeldkässeli im Informatikbereich der Berufsschule: Quasi alles, was beim BBZ irgendwie schiefliegen konnte, lag auch schief.

Der Untersuchungsbericht belegt nun erstmals auch schriftlich, dass Direktorin Mertens Fleury zwar sehr wohl eine Fehlbesetzung in ihrer Funktion war, aber keineswegs die Wurzel allen Übels darstellte. Sie war nach ihrer Anstellung zwar ein Katalysator für all die Brandherde, die schon zuvor am Brodeln waren, und vermutlich legte sie auch tatsächlich einen Führungsstil an den Tag, mit dem sie ihre Angestellten vergraulte. Aber sie war letztlich eben auch der Sündenbock, auf den nicht nur das BBZ selbst, sondern auch das MBA seine Schuld abwälzen konnte.

Letzten Endes ist es Mertens Fleury gar zu verdanken, kommt die ganze Schmutzwäsche rund um das BBZ endlich auf den Tisch. Ohne den Knall, den sie auslöste, hätte es niemals eine Sonderprüfung durch die Finanzkontrolle gegeben. Dass sie sich ihr Martyrium mit einer Abgangsentschädigung und einer Lohnfortzahlung bis Ende Januar vergolden liess, ist zwar eine Sauerei, aber nicht ihr Fehler. Genauso wenig ist es ihr Fehler, dass sie überhaupt am BBZ angestellt wurde: Es ist die Aufgabe des Arbeitgebers, qualifizierte Kräfte von unqualifizierten zu unterscheiden.

Die Frage, die nun im Raum steht, ist die: Kann das BBZ

> Was da zum Vorschein kam, passt auf keine Kuhhaut.

wirklich ein Einzelfall sein? Ist es möglich, dass der Kanton bei einer einzelnen Institution jegliche Kontrollfunktion vernachlässigte, die Augen links und rechts verschloss und quasi alles falsch machte, was es falsch zu machen gibt, und gleichzeitig gegenüber allen anderen Schulen alles richtig macht? Ist es möglich, dass nur das BBZ mit der offensichtlich schwierigen Aufgabe, eine Schule mit Hunderten Angestellten zu führen, überfordert ist?

Oder ist es vielmehr so, dass es sich lohnen würde, auch bei anderen Kantonsbetrieben genauer hinzuschauen und Unterstützung anzubieten? Vielleicht schon, bevor es knallt. Denn es darf doch keinen Skandal im BBZ-Ausmass brauchen, um ein kritisches Auge auf einen Betrieb zu werfen. Mit einer von Anfang an seriöseren Überprüfung hätte man den Brand in Biel unter Kontrolle bringen können. Und würde auch woanders hingeschaut, stünde das BBZ kaum so allein als Negativbeispiel da, wie es das jetzt tut. Vielleicht haben andere Schulen kein Schwarzgeldkässeli, eine fähigere Informatik-Leitung und mehr Glück mit ihrer Direktion. Aber so ein Sonderbericht wäre bestimmt auch anderswo ganz erhellend.

Matthias Gräub,
Redaktor Region
matthias.graeub@bielertagblatt.ch